



Es ist unmöglich, mein Missgeschick zu verstecken. Ausgerechnet heute habe ich mich für eine weiße Bluse entschieden, auf der nun dicke braune Flecken prangen. Wie eine Leuchtreklame ziehen sie die Aufmerksamkeit aller auf mich.

Ich dränge mich dicht an die Stuhllehne, aber ich weiß, ich bin trotzdem zu sehen; egal, wie sehr ich mir wünsche, mit meinem Hintergrund zu verschmelzen, oder einfach unsichtbar zu werden. Die Hitze treibt mehr und mehr Feuchtigkeit auf meine Stirn, auf die Oberlippe und unter meine Achseln. Ich drücke die Arme eng an meinen Körper und bedecke mit einer Hand den größten Fleck auf meiner Brust.

Mein Herz pocht viel zu schnell.

Ich weiß, dass ich gleich glühend rot im Gesicht sein werde; die Hitze bahnt sich bereits ihren Weg hinauf in meine Ohren, in die Wangen, selbst in meine Stirn. Hastig bewege ich meinen Kopf von links nach rechts, doch alles, was ich sehe, sind laute Flecken. Sie reden, lachen und rufen und kommen dabei immer näher.

Unruhig rutsche ich auf meinem Sitz hin und her.

Zwei andere Studentinnen in der Reihe vor mir drehen sich um, betrachten erst den umgekippten Kakaobecher und dann mich.

Ich bücke mich, wie um etwas aus meiner Tasche zu holen, obwohl sich darin rein gar nichts befindet, was dieses Malheur unauffällig beseitigen könnte. Als ich mich langsam aufrichte und über die Kante der vorderen Sitzreihe schaue, sind die beiden weg.

Der Saal füllt sich unaufhörlich weiter.

Mit dem Handrücken wische ich über meine Stirn.

Eine Gruppe neben dem Eingang schaut in meine Richtung. Ich schlucke. Mit kreisenden Bewegungen massiere ich meinen Brustkorb, da wo meine Lunge eigentlich mit Luft versorgt werden sollte.

Ich blinzele.

Die Luft um mich herum zittert und zerreißt meine Umgebung. Alles scheint in nervöser Bewegung zu sein. Umrisse verzerren sich, wackeln, lösen sich auf, formen sich neu. Gleichzeitig rollt ein lautes Rauschen von allen Seiten auf mich zu. Es hüllt mich ein, drückt und quetscht mich mit unmenschlicher Gewalt auf meinen Sitz und bohrt seine vibrierenden Finger tief in meinen Kopf. Es ist, als wäre ich taub für alles, außer diese Geräusche.

Ich drücke meine Hände gegen die Ohren, schließe die Augen und stütze die Ellenbogen auf dem Tisch vor mir ab.

Ich zwinge mich, die Augen zu ffnen.

Das helle Licht sticht heiß in meine Pupillen, dunkle Flecken tanzen in der Luft.

Jemand berührt meine Schulter.

Ich schaue hoch, aber alles, was ich sehe, ist ein bunter Schemen. Dumpfe Geräusche wabern daraus hervor.

Ein grelles Licht lenkt meine Aufmerksamkeit nach vorne, an eine helle Fläche zwischen den Türen.

Ich will aufstehen, doch meine Beine zittern so stark, als hätte ich stundenlang Sport getrieben. Ich ziehe mich an den Lehnen der vorderen Sitzreihen hoch, stütze mich ab und greife nach meiner Tasche. Auf wackeligen Beinen gehe ich ans Ende der Sitzreihe und die Treppen hinunter Richtung Ausgang.

Warum ist es auf einmal so still?

Ich schaue nach links — in Gesichter, die mir zugewandt sind. Ich schlucke gegen die Enge in meinem Hals an. Unsicher gehe ich weiter, Stufe für Stufe, bis ich unten bin.

Auf dem hellen Rechteck sind jetzt bunte, schnelle Schatten zu sehen. Der Mann am Pult ist der einzige, der spricht. Auch er schaut mich an, als ich in Schlangenlinien zum Ausgang gehe.

Ich konzentriere mich auf meine Schritte, atme tief ein und aus und presse die Kiefer aufeinander.

Endlich bin ich an der Tür.

Ich greife nach der Klinke, drücke und rutsche ab.

In der Stille ist das Geräusch ohrenbetäubend laut.

Falls irgendwer der Anwesenden noch nicht bemerkt hat, dass ich mich gerade raus schleiche, dann habe ich mir spätestens jetzt vollste Aufmerksamkeit gesichert.

Hinter mir höre ich Stimmen und Lachen.

Hastig wische ich meine Hand an meiner Jeans trocken, greife erneut zur Klinke und öffne die Tür.

Die Luft im Flur vor dem Hörsaal ist ebenso stickig wie drinnen. Ich drücke meine Tasche an meine Brust und laufe den Gang entlang, mein Ziel fest im Blick. Die Glastür öffnet sich automatisch als ich die Lichtschranke passiere. Sofort trifft mich ein Schwall kühler Luft und ich spüre deutlich, wo der Schweiß auf meiner Haut klebt und mit ihm meine Kleidung.

Ich schäme mich so sehr, dass ich am liebsten in einem tiefen Loch versinken und nie wieder daraus auftauchen möchte.

Nach unendlichen langen Minuten, ohne mich an die Details meines Weges zu erinnern, stehe ich vor der Haustür des Altbaus, in dem ich seit fünf Jahren wohne. Mit Tränen in den Augen gehe ich die Treppen in den zweiten Stock hoch in die Sicherheit meines Zuhauses.

Endlich bin ich allein. Und sicher. Ich lehne mich innen an die Tür und warte, bis meine Atmung gleichmäßiger wird. Dann gehe ich wie in Trance in mein Zimmer, lasse meine Tasche achtlos fallen und gehe auf meine Bücherregale zu.

Meine Freunde warten schon auf mich. In ordentlichen Reihen stehen sie auf den Brettern, bereit, mir Trost zu spenden.

Ich steuere auf die Lücke zwischen zwei Regalen zu. Sie ist nur etwa zwei Mal zwei Meter groß und ebenso hoch. Ungeeignet für einen Kleiderschrank, aber die beste und gemütlichste Lesecke der Welt. Ein Dutzend verschieden großer Kissen liegt auf dem Boden verteilt, nebst einer Decke und mehreren Bücherstapeln.

Ich kuschele mich in die Kissen. Der kühle Geruch des Papiers umgibt mich wie eine beruhigende Droge und besänftigt meine aufgewühlten Gedanken.

Stille hüllt mich ein, mein Atem wird langsamer.

Es ist dunkel und brennend heiß.

Von irgendwo her höre ich ein Knistern und Rauschen. Es kommt auf mich zu.

Wie aus weiter Ferne höre ich eine Stimme; die Stimme einer Frau, die mir seltsam vertraut vorkommt, obwohl ich sicher bin, sie noch nie gehört zu haben.

Die Luft ist stickig und schmeckt nach Asche. Rauch kriecht in meine Nase und meinen Rachen. Das Atmen fällt mir mit jedem Zug schwerer.

Das Knistern ist jetzt direkt vor mir.

Mit einem Schlag löst sich die Schwärze auf. In Rot und Orange kriecht Feuer auf mich zu, züngelt zur Decke empor und leckt an dicken Holzbalken. Die Flammen strecken sich und greifen nach mir.

Ich will schreien, aber kein Laut findet den Weg aus meinem Mund.

Plötzlich höre ich die Stimme wieder. Sie ist direkt neben mir und brüllt in mein Ohr: „Lauf, Anna. Lauf!“

Wohin?

Ich drehe mich um mich selbst, aber alles, was ich sehe, ist das allumfassende Feuer.

Es gibt nur einen Weg, und der führt durch die Flammen hindurch. Wie hypnotisiert starre ich auf die tanzenden Farben vor mir.

Das ist Wahnsinn. Ich werde es nicht schaffen. Das Feuer wird mich fangen und verschlingen.

Gerade als ich das denke, sehe ich einen schmalen Durchgang. Einige Balken bilden eine Art Rahmen, deren Mitte dunkel vor mir wartet.

Ich laufe los.

Mit einem Schlag ist das Knistern und Rauschen fort und ich stehe wieder in vollkommener Schwärze. Es ist, als hätte es das Feuer nie gegeben.

Ich atme tief ein.

Kein Kratzen im Hals, kein Geschmack nach Ruß.

Blind taste ich mich vorwärts.

Unter meinen Händen und Füßen spüre ich etwas Weiches. Schritt für Schritt gehe ich weiter, kralle meine Finger in die elastischen Wandbeläge.

Mein Herzschlag beschleunigt.
Wo bin ich?
Wie komme ich hier raus?
Ich schlage gegen die Wände.
Es ist vollkommen still. Als hätte jemand jedes Geräusch aus der Luft gesogen.
Dann ein ertönt lautes Knallen.
Etwas trifft meinen Kopf.

Mit einem Ruck erwache ich aus der Schwärze. Mit der Hand drücke ich gegen die schmerzende Stelle am Kopf. Einzelne Bilder flackern vor meinem inneren Auge auf. Flammen, Balken, Rauch.

Ich weiß, da war eine Stimme, aber ich weiß nicht, wem sie gehört. Da war noch mehr, doch die Bilder lösen sich auf, ehe ich sie festhalten kann.

Ich sehe einen Bücherstapel neben mir und einen zweiten, umgekippten. Ein Buch liegt direkt neben dem Kopfkissen. Wahrscheinlich ist es von einem der Stapel runter und direkt auf meinen Kopf gefallen. Ich nehme es an mich und krieche aus meiner Lesecke.

Hinter meinen Schläfen pocht es unangenehm. Ich brauche dringend frische Luft, also öffne ich das Fenster. Eine Prise Sand wirbelt von einem Brett des Bagerüsts auf, das jetzt schon seit einem Monat vor meinem Fenster steht. Wenigstens laufen heute keine neugierigen Bauarbeiter darauf herum.

Energielos schlurfe ich zu meinem alten Ohrensessel. Bei meinem Einzug vor fünf Jahren fand ich ihn verlassen am Straßenrand und habe mich sofort in ihn verliebt. Seitdem steht er hier. Ich streiche über den grob gewebten Stoff und den fünf Zentimeter langen Riss an der rechten Seite der Rückenlehne. Einmal mehr nehme ich mir vor, ihn zu reparieren.

Mein zweites Lieblingsstück in diesem Zimmer ist der Truhentisch, ebenfalls ein Fundstück.

Immer wieder frage ich mich, warum Menschen solche Dinge wegwerfen, aussetzen, verlassen. Nur weil hier und da ein wenig Farbe abblättert und die Scharniere etwas quietschen. Gut, der Splitter, den ich mir beim Tragen der Truhe in den Finger gerammt

hatte, ist schmerzhaft gewesen — aber das war nicht die Schuld der Truhe, sondern derjenigen, die sie vernachlässigt hatten.

Ich nehme die abgegriffene dunkelrote Pappschachtel aus der Truhe, in der ich Stifte, Postkarten und Notizbücher aufbewahre. Darunter befindet sich das, was ich suche: Schokolade, Gelleefrüchte, Chips, Nüsse und Kekse.

Seltsam erschöpft setze ich mich in meinen Ohrensessel. Die dröge Mittagshitze, die zum Fenster hereinkriecht, macht mich müde und schlapp. Ich lege meine Beine über eine Armlehne und kuschele mich in die weiche Polsterung. Diese Momente sind mir die liebsten. Allein. In der absoluten Stille meines Zimmers. Mit selbstgemachten Cantuccinis.

Nachdem ich etwas von dem italienischen Gebäck gegessen habe, nehme ich das Buch aus der Lesehöhle in die Hand.

Es ist schon eine Weile her, seit ich es zuletzt las, aber die Geschichte ist mir gut in Erinnerung geblieben. Es war die erste, die mich so stark in ihren Bann gezogen hat, dass ich das Gefühl hatte, ein Teil davon zu sein. Selbst auf dem Glücksdrachen zu fliegen, selbst in der silbernen Stadt zu sein und mit einer eigenen Armee zum Elfenbeinturm zu ziehen. Genau wie Bastian. Ich begleitete ihn, als er in einer Geschichte, die er eigentlich las, zur Hauptfigur wurde. Der Gedanke, eine Geschichte könnte zur eigenen Realität werden, fasziniert mich.

Im zweiten Regal von rechts, zweite Reihe von oben, klafft eine Lücke zwischen den Rücken dutzender anderer Bücher. Das ist sein Platz. Bastian Baltasar Bux steht hier neben *Harry Potter* und *Momo*.

Mit neuem Schwung stehe ich auf. Ich nehme den Holzstab, der neben der Tür steht und trete dicht an das Regal heran. Behutsam lege ich den einen Meter breiten Stab vor die Bücher und bewege ihn Stück für Stück, gleichmäßig und nur mit den Zeigefingern, auf die Buchrücken zu. Auf diese Weise schiebe ich *Die unendliche Geschichte* in die letzten fehlenden Millimeter zwischen die anderen Bücher, bis alle eine exakte, gerade Linie bilden.

Ein Klopfen an meiner Tür lässt mich zusammensucken. Ich schließe kurz die Augen und atme tief ein. Mein Puls rast.

„Ja?“, sage ich.

„Ich bin’s“, kommt die prompte Antwort.

Ein letztes Mal überprüfe ich die Linie der Buchrücken, dann stelle ich den Holzstab neben das Regal.

Es klopfert erneut. „Darf ich nun reinkommen?“

Ich seufze tief.

Im selben Moment öffnet sich die Tür und augenblicklich fegt ein Wirbelwind aus in Staccato aneinandergereihten Worten in mein Zimmer. Die Quelle dieses Lärms ist meine beste Freundin und WG-Mitbewohnerin Lotte. In der Hand hat sie eine Literflasche Wasser.

„Draußen ist es voll warm“, sagt sie. „Mir ist so heiß, am liebsten würde ich nackt rumlaufen.“ Ohne eine Antwort abzuwarten redet sie weiter. „Die Vorlesung heute war wieder schnarch-langweilig. Kennst ja den Simmermann. Monotone Stimme, volle Folien und Sprüche so geistreich wie der Staub unter meinem Bett.“

Nein. Den kenne ich nicht. Aber das hält Lotte natürlich nicht davon ab, weiterzureden.

Ich merke, wie mein Blick verschwimmt und meine Gedanken sich eine andere Beschäftigung suchen. Es fällt mir schwer, bei Lottes Schilderungen zu verweilen.

Lottes Stimme dringt in mein Bewusstsein. „Wir sind gerade bei Persönlichkeitsstörungen. Heute war die multiple dran. Weißt du noch, die Serie, von der ich dir erzählt habe? Die haben das richtig gut dargestellt. Jedenfalls ...“

Ich fokussiere meinen Blick auf die Bücherregale hinter Lotte. Die Buchrücken in den Regalen sind — trotz aller Ordnung und Sorgfalt — unterschiedlich hoch. Warum haben die eigentlich keine Einheitsmaße? Die Taschenbücher sind meistens kleiner als gebundene Exemplare, aber immer noch unterschiedlich groß. Wenn ich allerdings die Bücher nach Größe sortiere, stimmt mein Ordnungssystem nicht mehr. Dann wären sie nicht mehr nach Genre und Sympathie gruppiert und ich würde meine Lieblinge nicht mehr finden.

„Das Essen war ja nicht so geil, der Knackarsch vor mir umso mehr. Er hat sich umgedreht ...“, höre ich Lotte sagen.

Mein Zimmer ist recht klein, aber durch die nahezu quadratische Form und die Deckenhöhe von über drei Metern, ist immer noch

genug Platz für mich und meine Freunde. Als ich nach Hamburg zog, habe ich sie alle mitgenommen. Meine Mutter sagte, dass ich den Umzug dazu nutzen sollte, um auszusortieren. Ich verstehe nicht, wie sie so etwas sagen kann. Sie gehören alle zu mir.

Lotte schnipst mit den Fingern. „Hörst du mir überhaupt zu?“

„Ich habe Kopfschmerzen“, sage ich und streiche mir über die Stirn.

„Schon wieder? Du musst echt mal zum Arzt. Das wie viele Mal ist das diese Woche? Du kannst ja nicht mal mehr zur Uni und musst dann immer alles zu Hause nachholen. Außerdem verpasst du ja das Beste. So wie heute. Alex kommt übrigens in drei Stunden vorbei. Und er bringt einen Freund mit. Leider habe ich seinen Namen vergessen, aber der wäre vielleicht was für dich. Studieren beide Philosophie. Sie wollen uns bei den Vorbereitungen helfen.“ Sie unterbricht kurz und mustert mich mit leicht zusammengekniffenen Augen. „Er ist witzig und habe ich schon gesagt, wie toll er aussieht?“

Mein Kopf brummt von all dem Geschwärme. Ich freue mich für sie. Wirklich. Jedes Mal aufs Neue. Aber ich merke mir die Sachen sowieso nicht und das ist auch besser so. Denn egal, wie toll der Typ ist, es dauert nur ein paar Tage, manchmal auch ein paar Wochen, bis sie einen neuen kennenlernt und der alte uninteressant ist.

Ich wünschte, ich wäre ein kleines bisschen wie sie. Selbstbewusst und direkt. Und mutig.

„Ich habe übrigens beschlossen, die Electro-Swing-Party in unsere Wohnung zu verlegen“, höre ich Lotte sagen. „Das wird bestimmt toll. Viel besser als in dieser stickigen Bar.“

Es dauert mehrere Sekunden, bis Lottes Aussage in meine Gedanken einsickert.

Mir liegt der Protest bereits auf der Zunge, als Lotte sagt: „Morgen habe ich frei, ich kann also reinfeiern. Und du auch.“

Ist morgen schon der achte?

„Ich habe ein Seminar.“

„Hast du nicht“, sagt Lotte. „Das war letzte Woche.“

Verdammt.

Party. Hier.

Das klingt für mich nicht nach der richtigen Art, den Tag aus-

klingen zu lassen, erst recht nicht den heutigen. Wenn ich gewusst hätte, was Lotte vorhat, hätte ich ihr nicht versprochen, dieses Jahr auf jeden Fall mit ihr zu feiern.

Trotzdem versuche ich es und zwar mit einem Argument, das Lotte nicht von der Hand weisen kann. „Ich habe keine Klamotten für sowas.“

„Ich weiß.“

Gott sei Dank.

„Mary hat was für dich.“

Ehe ich meiner Verwunderung Ausdruck verleihen kann, zieht Lotte mich aus dem Zimmer.

„Sie wartet schon auf uns. Ich habe sie heute Morgen im Hausflur getroffen und ihr von der Party erzählt. Sie wollte mir sofort ihre Kleider zeigen. Du kannst dir nicht vorstellen, was sie alles in ihrem Schrank hat.“

Mir schwant Böses.

Lotte zieht mich in Richtung Haustür und lässt meine Hand nicht los. Anscheinend hat sie Angst, ich könnte wieder zurück in mein Zimmer gehen. Sie kennt mich zu gut.

„Die Kleider sind irre, sag ich dir. Sie hat eins, das ist komplett mit bunten Pailletten bestickt. Voll krass.“ Lotte schließt unsere Wohnungstür ab und lässt meine Hand los. „Am liebsten hätte ich sie heute Morgen alle angezogen, aber ich musste zur Uni.“

Lotte gestikuliert mit dem Schlüssel und streicht über den Handlauf. Es ist aus Holz und sieht aus wie die Treppengeländer in alten Villen, nur schäbiger. Der Lack ist überall eingerissen und blättert an einigen Stellen ab. Die Stufen hingegen sind glatt und von den Bewohnern vieler Jahrzehnte abgerundet. Ein falscher Schritt bedeutet eine Rutschpartie in den ersten Stock. Ich weiß, wovon ich rede. Also setze ich vorsichtig einen Fuß vor den anderen und halte mich zur Sicherheit am Geländer fest, in der Hoffnung, danach nicht wieder einen Splitter im Finger zu haben.

Mary wohnt im ersten Stock unseres Hauses. Sie war die erste, die uns bei unserem Einzug vor fünf Jahren begrüßte. Sie stand hinter einem zehn Zentimeter breiten Spalt ihrer Tür und sprach uns einfach an. Wie eine Stimme aus dem Nichts.

Das macht sie jedes Mal, so auch heute.

„Da seid ihr ja endlich.“

Bei unserem Einzug erschrak ich so sehr, dass ich einen Karton fallen ließ. Sie entschuldigte sich Dutzende Male dafür und lud mich seither so oft zu sich ein, dass ich längst den Überblick verloren habe.

Mary ist irgendwas zwischen einem Hobbit und der Wahrsagelehrerin aus *Harry Potter*. Sie ist chaotisch, exzentrisch und absolut liebenswert. Trotz ihrer wilden Lockenmähne, von der ich glaube, dass sie sie absichtlich so herrichtet, ist sie immer noch ein winziges Stück kleiner als ich. Heute trägt sie eine Art Gewand aus weinrotem Stoff. Die Ärmel sehen irgendwie abgerissen aus und der Rock geht nur bis zum Knie. Darunter trägt sie knallgelbe Strumpfhosen.

Ich schließe kurz die Augen und bete, dass Mary normale Kleidung besitzt. Nach Lottes Begeisterungstürmen muss das wohl so sein.

Ich umarme Mary kurz und sie drückt mir einen Kuss auf die Wange — wie üblich.

Anfangs war es mir unangenehm, schließlich war sie eine Fremde für mich. Inzwischen ist es anders. Es fühlt sich vertraut und tröstlich an.

Ich löse mich aus der Umarmung und Mary lächelt.

„Ich hole die Zitronenlimonade“, sagt sie und wuselt davon.

Lotte geht in das Wohnzimmer, das sich direkt neben der Küche befindet. Ich folge ihr und setze mich auf die Ottomane unter dem Fenster. Das ist mein absoluter Lieblingsplatz. Auch wenn der weinrot und grün gemusterte Stoff etwas ist, an das ich mich immer wieder gewöhnen muss, liebe ich dieses alte Möbelstück. Es ist weich und bequem. Noch besser als mein Sessel.

„Bist du wieder in fremden Sphären unterwegs?“, höre ich Lottes Stimme.

„Ich habe Angst.“

„Wovor.“

„Ihrem Kleiderschrank.“

Lotte lacht und deutet auf die Tür.

Mary trägt drei Gläser auf einem schmalen Tablett. Oder ist es einfach nur ein Brett?

„So, ihr Lieben, euer Getränk.“

Mary reicht mir ein Glas, das mit einer Zitronenscheibe garniert

ist. Eine milchig-weiße Flüssigkeit befindet sich darin, nebst einem Trinkhalm. Ich warte bis Mary sich umdreht, dann halte ich das Glas unter meine Nase und atme tief ein. Riecht tatsächlich nach Zitrone.

„Ihr Hübschen wollt also heute tanzen“, sagt Mary und setzt sich auf einen Hocker. Als sie sich über ihr Glas beugt, landen ein paar ihrer Haare darin.

Mein Durst versandet. Ich suche nach einem Ort, an dem ich meine Limonade lassen kann, aber in Marys Wohnzimmer etwas abzustellen, ist ein eine besonders herausfordernde Queste. Die insgesamt sechs Tische sind allesamt mit irgendwas vollgestellt.

Mary schaut erst Lotte und dann mich an. „Wie schön, dass du dabei bist, Anna. Du wirst sicher Spaß haben. Swing ist pure Lebensfreude.“

Ich nicke und lächle.

Für Lotte hingegen war dies das Signal, ihrer Vorfreude wortreich Ausdruck zu verleihen. Und so unterhalten Mary und Lotte sich die nächste halbe Stunde über die Musik der Zwanziger und überbieten sich gegenseitig mit Lobeshymnen auf die Mode der Zeit.

Um einer Beteiligung am Gespräch möglichst aus dem Weg zu gehen, sehe ich mich in Marys Refugium um. Ich war schon oft hier, dennoch habe ich das Gefühl, jedes Mal etwas Neues zu entdecken. Das Zimmer ist vollgestellt mit Kram. Vasen, die aussehen, als wären sie uralt, neben filigranen Glasfiguren, Matroschkas und einem ein Meter hohen Flamingo. Überall liegen Kissen mit bestickten und verzierten Bezügen in allen Farben, die man sich denken kann. Aber das allerschrägste sind die Masken. Farbenfroh, mit schillernden Schmetterlingen am Haaransatz und bunten Käfern, die über die Wangen kriechen. Nichts passt zusammen und doch passt es in diesen Raum und zu Mary. Alles hier ist kitschig, warm und beruhigend.

Ich bin so in Gedanken vertieft, dass ich zunächst nicht bemerke, dass die beiden das Gespräch beendet haben. Erst als Lotte meine Hand nimmt und mich von der Ottomane hoch und in Marys Schlafzimmer zieht, ahne ich, dass nun der wirklich anstrengende Teil kommt.

„Tada!“, ruft Lotte und strahlt, als habe sie ein Kilo Diamanten verschluckt. Wir stehen vor einem grellblauen Kleiderschrank,

der mindestens drei Meter breit ist. „Komm schon, wir haben nur noch zwei Stunden bis Alex kommt“, sagt sie. „Bis dahin müssen wir unbedingt ein paar von diesen tollen Kleidern anprobieren.“

Lotte holt ein Kleid nach dem anderen aus dem Schrank und philosophiert mit Mary darüber, welches mir wohl am besten stehen würde. Sie beraten über Teints und Farben, Figur und Schnitte, Waden und Kleiderlänge. Ich habe bei all dem anscheinend kein Mitspracherecht und muss alle anprobieren. Silber mit Pailletten, Schwarz mit Federn, senfgelb und sehr weit, flaschengrün glitzernd.

Eine Stunde später stehe ich vor einem bodentiefen Spiegel und sehe eine Frau, die mir fremd ist. Ich stecke in einem dunkelblauen Kleid, das mir bis zu den Knien reicht. Der Stoff ist schwer, aber kühl und liegt locker an meinem Körper, wodurch er überflüssige Pfunde geschickt wegmogelt und alles andere schmeichelnd betont. Außerdem hat Mary mir ein paar Riemchenschuhe gegeben, die perfekt dazu passen. Sie haben einen kleinen Absatz, auf dem ich ohne zu stolpern laufen kann und in denen die Chance besteht, dass mir nicht schon nach einer Stunde die Fußsohlen brennen. Ein Haarband mit Feder- und Perlenschmuck perfektioniert das Bild eines Zwanziger-Jahre-Flapper-Outfits.

Mary schiebt einen antik-aussehenden Stuhl vor den Spiegel. „Und nun zum wichtigsten – das Gesicht“, sagt sie und drückt mich auf den Stuhl.

„Ich schminke mich nie“, sage ich und will aufstehen.

Mary hindert mich daran. „Du kannst nicht ungeschminkt zu so einer Party gehen“, sagt sie. Dann stellt sie einen kleinen Koffer neben mir ab, der sich, als Mary ihn öffnet, als Schminkkoffer entpuppt.

So viele Pinsel, Schwämme, Tuben, Tiegel und Fläschchen habe ich noch nie gesehen.

Während Mary erneut davon schwärmt, wie wundervoll unsere Swing-Party werden wird, beobachte ich, wie ich mich im Spiegel verändere. Foundation, weißes Puder zum Mattieren und hellrosa Rouge. Ich sehe blass aus. Mehr noch als sonst.

„Jetzt die Augen“, sagt Mary. „Smokey-Eyes wurden in den Zwanzigern erfunden.“ Sie klappt ein Lidschatten-Döschen auf und beginnt. Ihre Hand bewegt sich so schnell, dass ich kaum dazu komme, zu beobachten, was genau sie macht. Das Ergebnis sind

dicke, verblendete Lidstriche, schwarz-silbern gefärbte Augenlider und dunkel getuschte Wimpern.

Ich frage mich, wer Mary eigentlich ist. Sie redet nie über sich und das wenige, was ich über sie weiß, habe ich mir durch ihre Kleidung, ihr Auftreten und ihre Wohnung erschlossen.

„Du siehst ganz anders aus“, sagt Lotte. „Wie eine Diva.“

„Warte erst, bis der Mund fertig ist, dann sieht unsere Anna unwiderstehlich aus“, orakelt Mary.

Und ehe ich widersprechen kann, pinselt sie mir auch schon die Farbe auf die Lippen.

„Fertig“, sagt Mary.

Ich sehe anders aus, nicht wie ich. Eher wie eine Puppe mit großen, runden Augen und einem Kussmund.



„Jeden Moment könnte Alex eintreffen und hier sieht es aus ...“, sagt Lotte, läuft durch die WG und räumt Dinge von einer Stelle zur anderen und wieder zurück.

Eine Sekunde später klingelt es.

Lotte rennt aus der Küche. Ich höre ihre Absätze auf dem Dielenboden klackern. Dann eine Männerstimme.

Ich hänge einen blauen Sack an den Haken hinter der Küchentür und klebe einen Post-It darüber, auf dem „Abfälle“ steht. Zum gefühlten hundertsten Mal stelle ich zwei Stapel Teller und zwei Dutzend Gläser ordentlich nebeneinander und lausche auf die Schritte, die näher kommen.

Mein Herz pocht.

Lotte lacht laut.

Ich starre an die Wand. Ich weiß, sie stehen hinter mir.

Nach einem tiefen Atemzug drehe ich mich um.

Vor mir steht Lotte. Links und rechts von ihr zwei Männer, die mich an alte schwarz-weiß-Filme erinnern. Sie tragen dunkle Stoffhosen, die an der Taille zu hoch sitzen und an den Beinen zu kurz sind. Die Hosenträger machen den Anblick beinahe grotesk und ich verkneife mir ein Lachen. Dazu tragen beide kurzärmelige Hemden und einen Hut.

„Anna, darf ich vorstellen: Alex“, sagt Lotte und deutet auf den Mann links von sich.

Alex hält mir seine Hand hin.

Ich weiche ein Stück zurück.

Sein Lächeln wackelt.

„Ich habe gerade ... den Müllbeutel ...“

Entschuldigend halte ich die Hände hoch. Ich spüre die Hitze in meinen Wangen.

„Und das“, Lotte zeigt auf den anderen, „ist Nico.“

Nico zieht seinen Hut und verbeugt sich leicht. Er hat blonde, sehr krause Haare, eine lange Nase und einen Leberfleck unterhalb des rechten Ohrläppchens, den ich auch in diesem Dämmerlicht gut erkennen kann.

„Sehr erfreut, dich kennenzulernen“, sagt Nico und grinst mich an.

Sofort schießt mir noch mehr Wärme ins Gesicht, in den Nacken und — auch in den Bauch. Alles kribbelt und mein Mund wird trocken.

Ich räuspere mich. „Ja. Auch. Ich mich auch.“

Glücklicherweise klingelt es in diesem Moment erneut und lenkt die Aufmerksamkeit von mir weg.

„Kommt, Männer“, sagt Lotte und marschiert aus der Küche.

Mir ist so heiß als würde ich neben einem offenen Feuer stehen. Mein Herz schlägt mal wieder viel zu schnell, aber dieses Mal ist es nicht die Angst, die es antreibt.

Ich atme tief ein, öffne eine Flasche Wasser und fülle ein Glas, das ich mit drei großen Schlucken leere.

Eine Sekunde später betritt Mary, gefolgt von Lotte und Alex die Küche. Alle tragen ein Tablett mit Bruschetta, Minipizzen, Antipasti und Gemüsesticks.

Ihnen folgt noch ein Mann: Josef.

Ich habe Josef, obwohl ich im selben Haus wohne, in dem er seit zwei Jahren sein italienisches Restaurant betreibt, erst drei Mal gesehen. Aus der Ferne. Neben Mary wirkt er wie ein halber Riese. Er überragt sie um mindestens dreißig Zentimeter und ist gut doppelt so breit. Seine Schultern sehen aus, als könnte er Mehlsäcke problemlos darauf durch die Stadt tragen und der breite Brustkorb kommt sicher nicht vom Pizzateig-kneten. Alles an ihm wirkt durchtrainiert. Nicht schlecht für jemanden, der mein Vater sein könnte.

„Buonasera“, begrüßt er mich mit tiefer Stimme. „Die Signoras sehen heute Abend bezaubernd aus. Bellisima.“

Lotte lacht und bedankt sich überschwänglich für das Lob.

„Und du bist also Anna. Lotte sagte schon, dass du eine beeindruckende Signora bist. Bellisima, intelligente e charismatica.“ Josef

hält mir eine gigantische Schüssel voller Cantuccinis vor die Nase. „Ich habe gehört, du verehrst meine Kekse.“

Ich nehme die Schale, murmele ein „Grazie“ und stelle sie in die Mitte des Tisches.

Josef lacht viel und redet laut. Sein italienischer Akzent klingt übertrieben, als er von einem Angelausflug erzählt, den er am Wochenende machen will. Mary ist es, die ihn schließlich in seinem Redeschwall stoppt und zum Aufbruch drängt. Schließlich wolle sie die Gatsby-Party der jungen Leute nicht stören.

Die nächste halbe Stunde verbringen Lotte, Alex, Nico und ich damit, Sitzmöglichkeiten herzurichten, nicht ganz einfach in einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung wie unserer.

In der Küche steht lediglich ein Esstisch. Damit alle um den Tisch herumlaufen können und sich an Josefs italienischen Köstlichkeiten und unseren gekauften Knabbereien bedienen können, stehen hier keine Stühle. Die hat Lotte kurzerhand in den Flur gestellt.

Ihr eigenes Zimmer hat Lotte in eine gemütliche Kissen-Landschaft umfunktionierte. Auf den Sideboards stehen Kerzen.

„Wir brauchen mehr Sitzmöglichkeiten“, sagt sie und schaut mich an.

Es dauert einen Moment, ehe ich verstehe, was sie damit sagen will.

„Nein!“, sage ich. „Ich ... brauche das Zimmer, wenn ich ...“

Alex und Nico ziehen gleichzeitig die Augenbrauen hoch.

„Ich habe nicht aufgeräumt“, nuschle ich und stelle mich vor die Tür.

Ich sehe Unglauben in den Gesichtern der Männer. Verübeln kann ich es ihnen nicht. Es ist eine lahme Ausrede.

„Nur für heute“, sagt Lotte leise und schaut mir in die Augen. „Ausnahmsweise.“

Mein Widerstand schmilzt.

Ich seufze, mache eine einladende Handbewegung und im gleichen Moment weiß ich, ich werde diese Entscheidung bereuen.

Eine Stunde später bestätigt sich meine Vorahnung. Die Wohnung ist überfüllt. Überall stehen Leute herum, die ich nicht kenne. Auch in

meinem Zimmer finden sich nach und nach Gäste ein, die an meinen Bücherregalen entlanggehen und dabei Cola und Sekt trinken. Ich hätte eine Absperrung um meine Regale einrichten sollen, damit die Leute Abstand halten. Oder zumindest ein altes Bettlaken darüber drapieren. Oder einfach mein Zimmer nicht öffnen sollen.

Zu gerne würde ich mich jetzt in meiner Leseecke verkriechen, um ein wenig Ruhe zu haben, aber das würde nicht nur merkwürdig und verschroben wirken, sondern Lotte nicht gerade fröhlich stimmen. Ich will, dass sie einen schönen Geburtstag hat. Sie verdient es mehr als jeder andere, den ich kenne. Aber es hilft nichts. Ich brauche einen Ort, an dem ich all den vielen Menschen aus dem Weg gehen kann. Wenigstens für ein paar Minuten. Und da kommt nur ein Raum infrage: Das Badezimmer. Also schlängle ich mich durch den Flur und drückte die Türklinke hinunter.

Abgeschlossen.

„Hi Anna“, sagt in diesem Moment eine Frau mit dunkelrot gefärbten Haaren. Ich kenne sie. Letztes Semester waren wir in einem Seminar zum Thema literarischer Expressionismus. Wir haben gemeinsam ein Referat vorbereitet.

„Hallo Sophie“, sage ich und lehne mich an die Wand, um den Schwindel zu unterdrücken, der sich drohend in mir ausbreitet.

„Du siehst blass aus“, sagt Sophie. „Du solltest was trinken.“
Sie reicht mir ihr Glas.

Ich nehme einen großen Schluck Cola, die nach Rum schmeckt und im Hals brennt. Ich huste mit Tränen in den Augen.

„Du siehst aus wie Professor Wolff heute Morgen“, sagt Sophie und lacht laut. „Der hatte die falsche Präsi angemacht, die offensichtlich für eine private Feier gedacht war. Hätte nie gedacht, dass der so ein Lebemann ist. Jedenfalls hat er das nicht gleich gemerkt und hat die ganze Zeit was von Werthers Leiden erzählt und dazu Fotos einer ziemlich ausschweifenden Party gezeigt.“ Ihr Lachen steigert sich zu einem halben Schluchzen, durchsetzt mit Schluckauf. Ich frage mich, wie viel sie bereits getrunken hat. „Alle haben gelacht“, erzählt Sophie weiter, „aber erst, als er seine eigene Stimme aus den Lautsprechern hörte, wie er ‚Kein Alkohol ist auch keine Lösung‘ schmetterte, hat er das Kabel aus seinem Laptop gezogen. Natürlich haben wir alle noch mehr gelacht und für eine Viertelstunde ging

nichts mehr.“ Sophie wischt sich eine Träne aus dem Augenwinkel. „Leider hast du das nicht mehr mitbekommen, weil du gleich zu Beginn der Präsi gegangen bist. Als du den Krach mit der Klinkle gemacht hast, begann der lustige Part nämlich gerade erst.“

In meiner Erinnerung stapeln sich die Eindrücke. Die Blicke, die mir folgten, als ich Richtung Tür ging. Ich habe sie ganz deutlich gespürt. Mehrere Leute schauten in meine Richtung, ganz sicher.

Oder etwa nicht?

Ich trinke einen großen Schluck Cuba Libre. Er brennt in meinem Hals und wärmt mich von innen.

Durch Sophies Lautstärke sind die Umstehenden auf uns aufmerksam geworden.

Waren die auch alle im Hörsaal?

Doch ebenso schnell, wie ich im Mittelpunkt stehe, wenden sich alle wieder ab.

Ich höre einen Countdown.

Zehn. Neun.

Ist es schon Mitternacht?

Acht. Sieben. Sechs.

Die Gäste drängen in meine Richtung.

Fünf. Vier. Drei.

Mein Hals fühlt sich an wie zugeschnürt.

Zwei.

Ein Korken knallt.

Eins.

Ein infernalisches Getöse bricht aus. Eine brutale Mischung aus Jubeln, Gläserklirren, Lachen und gerufenen Glückwünschen. Die Geräusche drängen sich in den schmalen Flur und hüllen mich ein.

Lotte hebt ihr Glas. Sie sagt etwas, das im Geräuschbrei untergeht. Nacheinander wird Lotte von allen gedrückt. Ich erkenne niemanden, was auch daran liegen kann, dass alle wie Stars der Zwanziger Jahre gekleidet und geschminkt sind.

Mit einem Zug leere ich mein Glas und unterdrücke ein Husten. Mir ist schwindelig. Ich lehne mich an die Wand und schließe die Augen.

„Wie geht es dir?“, fragt Lotte dicht an meinem Ohr.

Ich zucke kurz zusammen, überrascht von der plötzlichen Nähe

und öffne die Augen. Dann lege ich meine Arme um Lotte. „Herzlichen Glückwunsch. Alles, alles Gute und vielen Dank für alles. Du bist die Beste.“

Lotte drückt mich kurz an sich, bis sie jemand wegzieht und mir ein Sektglas reicht. Wir stoßen auf Lottes Wohl an. Ich trinke einen Schluck, lächle. Trinke. Umarme Lotte. Leere das Glas.

Die vielen Menschen um mich herum versetzen meine Sinne in Alarmbereitschaft. Ich setze einen Minischritt vor den anderen und schlängele mich im Zickzack-Kurs Richtung Küche. Meinen Blick halte ich die ganze Zeit auf Dekolletés und Männerhemden gerichtet. Die meisten Frauen sind mindestens zehn Zentimeter größer als ich, mit Absätzen gut zwanzig, und ihre männlichen Begleiter sind selten kleiner, der Anblick wird mir quasi aufgezwängt.

In der Küche ist es ebenso überfüllt wie überall sonst. Behutsam stelle ich meine Gläser auf den Tisch. Sophie füllt Rum und Cola nach. Ihre Lippen bewegen sich, aber ich verstehe nicht, was sie sagt.

Im nächsten Augenblick wird meine Aufmerksamkeit von einer Bewegung vor mir in Beschlag genommen. Nico kommt tanzend auf mich zu. Im Rhythmus des pumpenden Swing-Basses schiebt er sich in meine Richtung und macht auffordernde Bewegungen mit seinen Zeigefingern.

Schnell drehe ich mich um. Leider zu schnell. Der Tisch war vor ein paar Minuten ganz sicher nicht wie eine Ski-Schanze geneigt. Meine Hände rutschen ab und ich plumpse nach hinten, doch anders als erwartet, lande ich nicht auf dem Boden. Jemand packt mich an den Oberarmen und hält mich fest.

Ich höre ein Lachen.

„Na, wohl ein bisschen zu tief ins Glas geschaut.“

„Lass sie“, höre ich Lotte sagen.

Das Gebrumm um mich herum nimmt zu.

Wenige Sekunden später drückt mir Lotte ein Glas Wasser in die Hand und hält mir Salzstangen hin. Nach ein paar Schlucken fühle ich mich zwar etwas erfrischt, aber nach wie vor schwindelig und ich frage mich, warum der Alkohol heute so stark anschlägt. Normalerweise falle ich nach einer Rum-Cola und einem Sekt nicht gleich aus.

Nico tanzt noch immer wenige Schritte von mir entfernt und

beobachtet mich. Er hat die Daumen hinter die Hosenträger gehakt. Seine Hände sind klein, fast schon winzig für einen Mann. Kurze Finger. Sie sehen weich aus.

Das warme Gefühl im Bauch kehrt zurück. Flirrend und kribbelnd breitet es sich aus, bis mein Körper sich anfühlt, als sei er von allen Schmetterlingen der Welt bevölkert. Ich erinnere mich nicht, wann ich mich das letzte Mal so fühlte. Ob ich mich jemals so fühlte.

Er tanzt nur für mich.

Ich stelle mein Glas ab und mache einen Schritt in seine Richtung, als plötzlich das Band zwischen uns abreißt.

Eine Frau in einem roten Kleid umarmt ihn und schmiegt sich eng an ihn.

Abrupt wende ich mich ab und knabber an den Salzstangen, von denen eine ganze Schale neben mir auf dem Tisch steht. Kauen, schlucken, nachschieben. Bis die Schale leer ist.

Allmählich gesellt sich zu dem Nebel in meinem Kopf wieder die altbekannte Nervosität. Die Musik ist munter und zu lebendig für meine gebeutelten Sinne. Es sind zu viele Menschen hier. Es ist zu eng, zu laut, zu bunt, zu schnell. Zu viel von allem.

Ich sehe Lotte im Flur, gehe zu ihr, zeige auf die Tür, dann auf mich und mache eine Laufgeste mit Zeige- und Mittelfinger.

Mit jeder Stufe, die ich die Treppen nach unten steige, wird die Lautstärke weniger und als ich unten vor dem Haus stehe, wehen die Rhythmen nur noch leise aus dem Fenster.

Ich schlage meinen üblichen Weg ein, der mich zur Alster führt. Je weiter ich mich von dem Altbau entferne, desto mehr Villen stehen aus der Dunkelheit auf. Es ist, als würden sie die Alster bewachen.

Schon von weitem sehe ich meine Lieblingsvilla. Ich verlasse den Uferweg, überquere eine Wiese und gehe links in die Straße. Durch meine jahrelangen Spaziergänge entlang des Zauns sind mir sämtliche lichte Stellen in der Hecke bekannt. Langsam schlendere ich den Gehweg entlang. Ich wage es nicht, stehenzubleiben und mein Gesicht an eine der Lücken zu drücken, um das Haus in seiner ganzen Herrschaftlichkeit zu betrachten. Wahrscheinlich gibt es dahinter eine hochmoderne Alarmanlage, die mir das Trommelfell zerfetzt, wenn ich mich zu nahe heranwage.

Als ich an der nächsten Kreuzung ankomme, wechsele ich die Straßenseite, drehe mich um und lehne mich an einen Baum. Von hier aus habe ich den besten Blick auf die Front des Hauses.

Das Haupthaus hat drei Stockwerke. Wie viele Quadratmeter es hat, vermag ich nicht abzuschätzen; dazu fehlt mir einfach jeder Vergleich. Einmal habe ich versucht zu errechnen, wie oft wohl das Haus meiner Eltern hineinpassen würde. Meine Schätzung war, mindestens fünf Mal pro Stockwerk. Das ist unheimlich. Und großartig. Und ziemlich gewaltig.

Wie immer wandere ich in Gedanken durch dieses Haus. Ich stelle mir vor, dass es eine große Eingangshalle gibt und breite Treppen, die in die oberen Etagen führen. Und große Räume mit viel Platz für meine Bücher.

Nach einer gefühlten Ewigkeit reiße ich mich von diesem Anblick des Luxus los und drehe mich um. Bis nach Hause ist es nicht mehr weit.

Ein Mann kommt mir entgegen.

Etwas hindert mich daran, auch nur einen Schritt zu machen. Eine innere Kraft, die mich warnt. Nicht die Dunkelheit ist es, die gefährlich ist, sondern das, was sich in ihr verbirgt. Wie dieser Mann, der in den Schatten der Villen auf mich zukommt, den Kopf gesenkt, die Hände in den Taschen.

Ich schlucke und spüre wieder den altbekannten Kloß. Unnachgiebig. Zu groß für meinen Hals.

Ich schüttele den Kopf und balle die Hände zu Fäusten. Es ist einfach. Ich muss nur auf die andere Straßenseite gehen — doch gerade, als ich den Fuß auf die Straße setze, hebt der Mann den Kopf und nimmt die Hände aus den Taschen.

Was macht er hier?

Woher weiß mein Vater, wo er mich findet?

Ich würde ihn überall erkennen. Seine abnorm großen und grobschlächtigen Hände, die im Gehen wie scharf geschliffene Pendel einer Uhr hin und her schwingen und der wild wuchernde struppige Bart, der die untere Hälfte seines Gesichtes bedeckt.

Sein Blick ist starr auf mich gerichtet. Wie immer zieht er das linke Bein leicht nach, was seinen Gang merkwürdig schwankend aussehen lässt. Das ändert jedoch nichts an seiner Schnelligkeit. Er wird mich in weniger als zwei Minuten erreicht haben.

Mit jedem Schritt, den er näherkommt, fühle ich mich unfähiger, mich zu bewegen. Hier gibt es nichts, wohin ich fliehen kann; keinen Ort, an dem ich mich verstecken könnte. Nur hohe Hecken und verbarrikierte Villen.

Mein Herz rast und meine Hände schwitzen.

Ich darf hier nicht stehen bleiben.

Schweiß läuft an meinen Schläfen hinab.

Jetzt.

Mit einem Ruck drehe ich mich um und gehe los.

Schnell. Schneller.

Ich wage es nicht, mich umzudrehen, aber ich höre seine Schritte. Das leise Knirschen von Kieseln unter festen Schuhsohlen.

In meinen Ohren rauscht das Blut.

Nur noch ein Stück, dann bin ich an der Uferpromenade. In der Gesellschaft anderer Menschen. Dieser Gedanke beruhigt mich; allerdings nur für eine Millisekunde, denn niemand der Spaziergänger kennt mich. Sie werden mir nicht helfen.

Die Hecke, welche die Alsterwiese vor den Blicken aus den Villengärten schützt, bringt mich auf eine Idee. Statt dem Weg Richtung Alster weiter zu folgen, biege ich ab und gehe an den dichten Sträuchern entlang.

Hinter mir knackt es.

Trotz der Wärme rieselt ein kalter Schauer über meinen Rücken.

Vor mir ist eine schmale Lücke im Geäst. Ich zwänge mich hindurch und gehe auf der rückwärtigen Seite zurück in Richtung Hauptweg.

Ich spüre meinen viel zu schnellen Puls in den Fingerspitzen. Alles kribbelt und summt. Es ist, als wäre mein Körper eine Alarmanlage, die kurz davor steht, außer Kontrolle zu geraten.

Und dann sehe ich die Lösung meines Problems vor mir: den Baum. Er ist klein – höchstens vier Meter hoch – und hat überhängende Äste wie eine Trauerweide, obwohl er keine ist.

Noch immer wage ich es nicht, mich umzudrehen. Ich höre keine Schritte mehr, aber das ist auf einer Wiese nicht ungewöhnlich, daher kann ich nicht sicher sein, ihn abgeschüttelt zu haben.

Die letzten Meter renne ich. Dann schiebe ich die herunterhängenden Äste gleich neben dem Baumstamm beiseite und krieche in die Baumhöhle.

Erst als ich mich hinter die Zweige hocke, bemerke ich das Mädchen. Sie ist klein und schmal und schmutzig. Die Arme um die Knie geschlungen sitzt sie dort und guckt mich mit großen Augen an. Sie trägt ein helles Kleid, das trotz der Flecken darauf edel und elegant aussieht. Feine, weiße Muster sind auf dem Stoff zu sehen. Ich kann nicht genau erkennen, was es ist, Blumen oder Punkte vielleicht. Ich frage mich, warum sie hier ist und sich versteckt und vor allem, warum sie so schmutzig ist. Nicht nur ihr Kleid ist übersät mit dunklen Flecken, sondern auch ihr Gesicht sieht aus als hätte sie es mit Kohle geschwärzt.

Neben ihr auf dem Boden steht ein Rucksack. Nicht irgendein Rucksack. Er ist höchstens Din A5-groß und rosa mit weißen Punkten. Am auffälligsten sind die großen schwarzen Minnie Maus Ohren.

Ich kenne diesen Rucksack. Es ist meiner.

Ich war ungefähr so alt wie dieses Mädchen, als ich mit meinen Eltern aufs Dorf zog. Der Rucksack war das einzige, was ich bei mir hatte. Er war leer. Bis heute ist es mir ein Rätsel, warum ich einen leeren Rucksack in ein neues und ebenfalls leeres Zuhause mitnahm. Oder warum meine Eltern nichts außer einem Foto bei sich hatten.

Meine Erinnerungen sind verschwommen und scheinen erst an dem Punkt zu beginnen, als ich, im Alter von fünf Jahren, an der Hand meiner Mutter in dem zugewucherten Garten stand und das baufällige Haus betrachtete. Ich weiß noch, wie meine Mutter mich aufforderte, im Garten unter einem Haselnussbaum zu warten, bis sie ein wenig aufgeräumt hatte. Es dauerte Stunden. Nie werde ich den Geruch vergessen, der mir in die Nase stieg, als ich das Haus betrat. Ein Geruch nach Moder und ungewaschenen Socken.

Die erste Woche schlief ich im Wohnzimmer auf dem Boden. Mein Rucksack verschwand noch in der ersten Nacht. Überall suchte ich nach ihm, aber ich fand ihn nicht. Meine Mutter behauptete, ich hätte nie einen solchen Rucksack besessen, aber ich erinnere mich genau, mit ihm unter dem Baum gesessen zu haben.

All diese Erinnerungen habe ich sorgfältig in eine kleine Kiste gepackt. Manchmal krame ich darin, doch mehr als diese Bruchstücke finde ich nie.

Ich blinzele. Noch immer starrt das Mädchen mich an.

Gerade als ich sie ansprechen will, ertönt eine Stimme nicht weit vom Baum entfernt.

„Anna, komm endlich her“, ruft der Mann. „Ich weiß, dass du hier bist.“

Das Mädchen zuckt zusammen. Ich ebenso.

Mit pochendem Herzen hocke ich hier in der Dunkelheit, gemeinsam mit einem kleinen Mädchen, und lausche auf die näherkommenden Schritte.

„Anna!“, ruft die Stimme abermals. Es ist eine tiefe Männerstimme. Tief und scharf.

Ich betrachte das Mädchen. Sie zittert und starrt durch eine Lücke zwischen den Zweigen.

Er ist da.

In etwa zwanzig Metern Entfernung steht er am Rand der Wiese und schaut sich um. Aber er sieht anders aus als vor wenigen Minuten. Er hat kurz geschorene Haare und einen gestutzten, gepflegten Vollbart.

Er ist es nicht.

Allerdings scheint das Mädchen neben mir den Mann zu kennen. In ihrem Gesicht sehe ich dieselbe Angst, die ich spüre, wenn ich meinen Vater sehe. Ich sehe das Zittern ihrer Lippen. Die krampfhaft ineinander verschlungenen Finger.

Meine Hände kribbeln.

Alles in mir schreit danach, sie zu umarmen, zu trösten, aber ich weiß, ich kann es nicht. Es geht nicht.

Worte formen sich in meinem Kopf:

„Hab keine Angst. Ich helfe dir.“

Ich kann es nicht sagen.

Wie soll ich ihr helfen?

Noch einmal ruft der Mann.

Der Kopf des Mädchens zuckt zurück, als er in fünf Metern Entfernung an uns vorbeiläuft.

Ich neige mich ein Stück zur Seite, um sie vor den Blicken des Mannes zu schützen, doch er geht einfach weiter. Ich beobachte ihn bis er aus meinem Sichtfeld verschwindet. Dann drehe ich mich um und strecke einen Arm aus, doch das Mädchen ist ver-

schwunden. Auf allen Vieren kriechen ich aus der Baumhöhle und schaue mich um, aber sie ist nirgends zu sehen.

Ich knie mich in den feuchten Rasen und atme tief ein. Warum spielt meine Wahrnehmung mir immer wieder Streiche? Ich war so sicher, ihn gesehen zu haben. Und wer war dieses Mädchen? War sie wirklich mit mir in der Baumhöhle gewesen? Und wenn ja, wohin ist sie verschwunden?

Mit einem Ruck stehe ich auf und urplötzlich ist mir schwindelig und übel.

Ich beuge mich vornüber und erbreche.

Hat der Alkohol all das verursacht?

Ich spucke saure Reste auf den Boden und wische mir mit dem Handrücken über den Mund.

Eine Windbö zerrt an meinem Kleid. Ich reibe über meine Arme, um mich zu wärmen und höre einen Donner. Klingt, als würde es in Kürze ein Gewitter geben. Mit diesem Gedanken gehe ich los und vertreibe alles aus meinen Gedanken, was nicht mit meinem unmittelbaren Ziel zusammenhängt.